

Deuticke

Linda Stift

Stierhunger

Roman

ISBN-10: 3-552-06068-5

ISBN-13: 978-3-552-06068-5

Leseprobe

Weitere Informationen oder Bestellungen unter
<http://www.deuticke.at/978-3-552-06068-5>
sowie im Buchhandel

Sie betrachtete die rosa und grünen Cremeschnitten, die glasurverschweißten Törtchen und die komplizierten Baisergebilde, die sich in der Auslage der Konditorei stapelten. Ihr Kleid berührte den Boden, nur die Spitzen ihrer Schuhe ragten hervor. Das Kleid war aus Wolle und schwarz, über den Schultern lag eine schwarze Spitzenmantilla, deren zipfelige Enden zwischen ihren Achseln steckten. Nicht gerade die passende Kleidung für einen warmen Maianfang. Sie schien keine Auswahl treffen zu wollen, sondern sich einfach an den hellen und dunklen Schokoschichten zu erfreuen, den weißen Sahnehäubchen und den buntgefärbten Zuckergiebeln. In dem Moment, als ich an ihr vorbeigehen wollte – ich hatte es eilig an diesem Freitagabend, der Supermarkt schloss in einer halben Stunde –, drehte die Frau sich um und blickte mir ungeniert ins Gesicht. Dabei ließ sie ihren Taschenbeutel fallen. Kichernd hielt sie sich die Hand vor den Mund. Ich bückte mich und hob den Beutel auf. Sie nahm ihn, sah auf meine vernarbten Fingerknöchel und hob die gezupften Augenbrauen zu spitzen Winkeln. Wollen Sie sich mit mir einen Gugelhupf teilen? Ein ganzer ist mir zuviel, sie verkaufen hier keine halben. Sie sagte das mit einer Liebenswürdigkeit, die gar nicht zu ihrem unhöflichen Anstarren von vorhin passte. Ich brachte kein Wort heraus und betrat mit ihr die Konditorei. Sie erklärte ihren Wunsch der Verkäuferin, die ein schachtelförmiges rosa Hütchen trug, das mit Haarklammern an ihrem schwarzen Dutt befestigt war. Die Verkäuferin schnitt einen Marmorgugelhupf in zwei Hälften und verpackte sie in Schachteln, die jener auf ihrem Haar glichen. Jeweils drei Euro die Damen. Ich zahlte meinen Anteil, nahm das Päckchen und wollte mich von der seltsamen Frau verabschieden, nun in Besitz eines halbierten Gugelhupfes, mit dem ich nichts anzufangen wusste, seit Jahren aß ich kaum Süßes. Ich ärgerte mich über den sinnlosen Kauf, in den ich hineingedrängt worden war, und wollte so schnell wie möglich weiter. Die Frau ignorierte meinen Verabschiedungsversuch. Wissen Sie, auch ein halber Gugelhupf ist im Grunde zuviel. Ich und meine Haushälterin können nicht soviel essen. Und einzelne Stücke zu kaufen, das liegt mir nicht. Es entbehrt nicht einer gewissen Tristesse, unberufen, und außerdem sind sie ausgetrocknet, weil schon in der Früh aufgeschnitten. Meine

Wohnung ist gleich um die Ecke, machen Sie mir doch die Freude und kommen Sie mit auf Kaffee und Kuchen. Nur für einen Sprung, ich will Sie nicht lange aufhalten. Warum, das kann ich im Nachhinein nicht mehr sagen, aber ich ging mit ihr mit. Der Samstag war ruiniert. Ich würde in einen Supermarkt gehen müssen, der vor Menschen überquoll. Und was ich nachher mit meiner Gugelhupfhälfte anfangen sollte, wenn ich mich bei dieser Frau mit Kuchen vollstopfte, war mir nicht klar. Schon das Nachdenkenmüssen darüber, was mit dem Kuchenteil geschehen sollte, verursachte mir Kopfschmerzen. Ich ärgerte mich bereits, dass ich mich darauf eingelassen hatte und in eine fremde Wohnung musste. Am besten wäre es, den Kuchen stehenzulassen, vielleicht gab es jemanden, der sich darüber freute. Wahrscheinlich aber würde das Ding im Müll landen, wer nimmt schon herrenlose Konditorware mit sich nach Hause. Während sie vor sich hin sprach, versuchte ich das Alter der Frau zu erraten. Ihre Stimme war sehr leise. Sie zwang den Zuhörer, sich auf sie zu konzentrieren. Die Haut in ihrem Gesicht war braun und wettergegerbt, wie bei Menschen, die häufig wandern oder in der Sonne liegen, und sie hatte ausgeprägte Falten um Augen und Mundwinkel. Trotzdem wirkte sie jung, elastisch fast, vielleicht wegen ihrer geraden Haltung, die ihre hohe schlanke Gestalt betonte. Ihre dunklen Haare waren zu einer komplizierten Zopffrisur geflochten. Wir bogen in eine schmale Seitengasse, die nur ein paar Straßen von meiner Wohnung entfernt war. Sie sperrte das Haustor eines alten Wiener Zinshauses auf, wir stiegen bis in den dritten Stock. Ich unterdrückte meine Kurzatmigkeit so gut es ging. Seit ich im Erdgeschoß wohnte, fiel mir das Treppensteigen schwer. Als wir ihre Wohnung betraten, sprang ihr ein zerfranster Hund entgegen, der sich auf die Hinterbeine stellte und sie mit den Vorderpfoten umarmte. Es war ein Irischer Wolfshund, fast so groß wie eine Dogge, mit einem rauen Fell in Graubraun und eingeklappten Ohren. Die langen dünnen Läufe trugen zu seiner ausgemergelten Erscheinung bei. Er sah genauso aus wie das Bild, das in mir aufsteigt, wenn das Wort Hund fällt und keine bestimmte Gattung gemeint ist. Dennoch handelte es sich um eine hochgezüchtete, über 1500 Jahre alte Windhundrasse, im 17. Jahrhundert beinahe

ausgestorben und nur durch Einkreuzung von anderen, ähnlich großen Hunden am Leben erhalten, gefestigt, wie es in der Züchtersprache heißt. Das wusste ich von Charlotte, die ständig Bücher über Hunderassen las, obwohl sie gar keinen Hund hatte. Promenadenmischung, dachte ich bei seinem Anblick. Die Frau rang eine Zeit lang mit dem Hund, dann rief sie Ida!, mit einem hysterischen Unterton. Sie musste diesen Namen schon tausende Male gerufen haben. Eine dünne Tapetentür ging auf und eine dicke Frau um die Sechzig schlurfte aus einem Kabuff, dessen mit Möbelgerümpel vollgeräumtes Inneres sich hinter ihr abzeichnete. Die Frau blieb vor dem Türausschnitt stehen, mit zerzausten Haaren, die sie ungeschickt aufgesteckt hatte. Offensichtlich hatte sie bis vor kurzem geschlafen, sie blinzelte und ihr Gesicht war zerknautscht, zeigte die faltigen Spuren eines Kopfpolsters. Sie trug das gleiche schwarze Kleid wie die andere, ohne Mantilla, allerdings passte es ihr nicht besonders, es war verschnitten, die Ärmel zu lang und zu weit, an den Schultern und unter den Achseln spannte der Stoff. Nicht zu glauben, dass sie vier Jahre jünger ist als ich, nicht wahr? Was war sie doch für ein süßer Schneck, mein kleines Idalein, mein kedves Idám, sagte sie mit einem Seitenblick auf mich. Und jetzt? Schauen Sie sie an! Na ja, wir werden alle nicht jünger. Sie schüttelte den Hund ab und gab Ida, die diese Bemerkungen hinter ihrem Rücken mit einer Grimasse quittierte, Anweisungen, Kaffee zu kochen und den Tisch im Salon zu decken. Der Hund beschnüffelte mich, er versuchte seine stumpfe Schnauze zwischen meine Beine zu drängen, die ich ängstlich zusammenpresste. Da er hier nichts ausrichtete, trottete er in Idas Zimmer und legte sich hin. Wenn Sie wüssten, was ich alles unternehme, um meine Figur zu halten, unberufen! Aber es lohnt sich, ich kann essen was ich will und werde trotzdem nicht zu schwer. Madame essen wie ein Spatz, rief Ida ungefragt aus der Küche.

*

Oft war ich dabei, wenn man sie in ihre Kleider einnähte. Ich las ihr dann Heinegedichte vor oder erzählte ihr von meinem schönen Ungarn. Sie konnte nicht genug bekommen von den endlosen Ebenen und geheimnisvollen Wäldern, den wilden Pferden und sagenhaften

Reitern. Die Kleider mussten so eng wie möglich anliegen, und das war nur durch Einnähen möglich. Für darunter liebte sie kleine, dicht anschmiegende Hemdchen. Ich rang selbst nach Luft, wenn ich sah, wie fest sie sich schnüren ließ. Wie sie mit der Zofe schimpfte, wenn diese zu locker schnürte, und wie die Zofe dann, schweißüberströmt und keuchend, die Bänder noch stärker anzog, bis der Stoff knirschte. Ihre Taille maß nicht mehr als 50 Zentimeter, ein Mann hätte sie mit beiden Händen umfassen können. Kein Wunder, sie aß ja kaum etwas. Damit sie noch schmaler aussah, trug sie keine von den voluminösen Unterröcken, die ja enorm auftrugen, sondern lange Beinkleider, im Sommer aus Seidentrikot, im Winter aus feinstem Rehleder.

*

Der Salon war überfüllt mit Teppichen, Diwanen, kleinen Tischchen und nachgemachten Rokokosesseln, was eine bedrückende Intimität erzeugte, die einem das Gefühl gab, ein Eindringling zu sein. An den Fenstern hingen dunkelrote Brokatvorhänge. Das Nest einer fremden Spezies. In einer Ecke stand eine Volière, in der zwei hellgraue Papageien mit roten Schwanzfedern und weißem Augenfeld miteinander schnatterten. In einer anderen Ecke war ein altes Fernsehgerät aufgestellt, daneben ein Videorecorder, davor ein flaschengrüner Fernsehsessel mit Fußstütze und Kippfunktion. Die einzigen Zugeständnisse an die Gegenwart. An die Gegenwart vor 20 Jahren. Überall lehnten grobkörnige Fotos aus dem 19. Jahrhundert: Jungen im Matrosenanzug, im Seeräuberkostüm, Mädchen in kegelförmigen weißen Rüschenkleidchen, Frauen mit Zylinder oder in arabische Burnusse gewickelt, umgeben von großen Jagdhunden oder gestutzten Pudeln mit Löwenmähne, junge Männer in Uniform mit seitlichem Säbel, sogar ein Portrait von Kaiser Franz Joseph mit dem unvermeidlichen Backenbart, der Inbegriff biederer Bürgerlichkeit, und mehrere Bilder der jungen Kaiserin Elisabeth, darunter eine kleine Kopie des berühmten Gemäldes, auf dem Elisabeth nur mit einem Nachthemd bekleidet ist, die offenen langen Haare vor der Brust zu einem dicken Knoten verschlungen. Ein Paar Ringe, solche wie sie Turner verwenden, hingen vom Türstock zwischen Salon und einem zweiten Zimmer, das mit ähnlichen

Teppichen und Möbeln bestückt war. Die Ringe lockerten das unheimliche Ambiente etwas auf. Mein erster Gedanke in einer fremden Wohnung ist immer, wie ich die Einrichtung verändern würde, was man alles hinauswerfen könnte, damit der Raum besser zur Geltung kommt. Oft liegt die mangelnde Harmonie nur an einer Kleinigkeit, dem Festhalten an Gewohnheiten, die einmal einen Sinn ergeben haben, oder an einem Provisorium, das sich im Laufe der Zeit an das übrige Mobiliar angepasst hat und den Bewohnern als solches nicht mehr auffällt. Hier war nichts zu machen. Das Interieur samt den Turnringen war in seiner Weise perfekt, jedoch höchst deprimierend. Je schneller ich hier rauskam, umso besser. Die Gastgeberin, die sich mir nun endlich als Frau Hohenembs vorstellte – Vornamen nannte sie keinen –, hatte sich in den einzigen Sessel mit Armlehnen gesetzt. Die Haushälterin fuhr ein Serviertischchen in den Salon und stellte die aufgeschnittene Kuchenhälfte – die Stücke waren dick geschnitten –, eine Kanne Kaffee, drei Tassen und drei kleine Teller auf den Tisch. Der Kaffee schwappte aus dem Schnabel der Kanne und die Tassen klirrten auf ihren Untertellern eine Spur länger als man erwartete. Sie klirrten in den Ohren nach. Die Papageien machten Geräusche, die dem Klirren ähnelten, man hätte es auch als Lachen interpretieren können. Ida hatte einen weißen Arztkittel über ihr Kleid gezogen. Er spannte über der Brust und war zu kurz, so dass unten das Kleid und bei den Händen die zu langen Ärmel herausschauten. Sie legte eine Serviette, die sie zweimal zusammenfaltete, auf das Tischtuch über die gerade von ihr verursachten Kaffeeflecken, stellte ein gerahmtes Foto von einer Frau darauf, die im Damensitz, die Beine von einem Kleid verdeckt, auf einem Pferd saß und sich einen Fächer vor das Gesicht hielt. Sie schenkte ein, zuerst Frau Hohenembs, dann mir, dann sich selbst. Ihre Fingernägel waren bis aufs Fleisch abgebissen. Bei einer älteren Frau hatte ich das noch nie gesehen. Ida zog den Arbeitsmantel aus, hängte ihn über die Lehne des Sessels, auf den sie sich setzte, und richtete den Blick auf Frau Hohenembs. Erst als diese einen Teller genommen und mit zwei spitzen Fingern ein Kuchenstück abgebrochen hatte, an dem sie zu knabbern begann, fing Ida ebenfalls zu essen an. Sie sah jetzt etwas frischer aus als zuvor, die Haare

waren neu aufgesteckt, und das Gesicht zeigte keine Polsterspuren mehr. Sie hatte durch ihre Leibesfülle weniger Falten als Frau Hohenembs, die man eigentlich als mager, wenn nicht gar ausgezehrt bezeichnen musste. Rasch hintereinander aß Ida vier Stücke und schenkte sich zu jedem Kaffee nach, ohne sich darum zu kümmern, ob Frau Hohenembs oder ich schon ausgetrunken hatten. Diese nippte nur an ihrer Tasse, während meine bereits leer war. Obwohl mir der Kaffee nicht besonders schmeckte – er war zu bitter –, hatte ich ihn mit zwei Schlucken hinuntergestürzt. Ich krümelte mit meinem Gugelhupf auf dem Teller herum. Wenn ich jetzt Kuchen aß, konnte ich nichts zu Abend essen, ich hätte viel lieber Salat oder ein Käsebrot mit Tomaten gegessen. Dieser elende Kuchen brachte mich aus dem Gleichgewicht. Was ist denn mit Ihnen, schmeckt es Ihnen nicht?, fragte Frau Hohenembs, wobei sie ihren angenagten Kuchen wie einen Hühnerknochen zwischen Daumen und Zeigefinger hielt. Ich schob ein großes Stück in den Mund. Wie kommen Sie darauf? Um vom Thema abzulenken, fragte ich sie, warum überall diese Bilder von der Kaiserin standen. Sie zuckte mit den Achseln und antwortete nicht. Ich tat so, als hätte ich diese Unhöflichkeit nicht bemerkt, und sah mich betont interessiert im Raum um. Ich deutete auf die Ringe, sie hingen ziemlich hoch. Turnen Sie an den Ringen?, versuchte ich es ein zweites Mal. Ach wissen Sie, früher einmal! Manchmal schwinge ich mich noch ein wenig hin und her, ich bin zu steif geworden. Sie können sie gerne ausprobieren, wenn Sie möchten. Ich kann Ihnen auch ein paar Übungen erklären. Ida, lass die Ringe herunter. Nein danke, ich wehrte ab, obwohl es mich gereizt hätte. In der Schule war Ringturnen das Einzige gewesen, was ich nicht verabscheut hatte. Lieber nicht, der Kaffee könnte mir hochkommen, entschuldigte ich mich. Ida hatte auf den Befehl ohnehin nicht reagiert, sondern sich stattdessen Kaffee nachgeschenkt. Nehmen Sie wenigstens noch ein Stück, sagte Frau Hohenembs und hielt mir den Teller hin, nach dem Ida bereits die Hand ausgestreckt hatte, die nun ins Leere griff. Ich nahm ein zweites Kuchenstück und schluckte es mit drei Bissen hinunter.